

Literatur

Die Reifeprüfung einer Amazone

Ein beeindruckender Galopp auf dem schmalen Grat zwischen Ernst Jünger und Leo Tolstoi: Marente de Moors Geschichtsroman „Die niederländische Jungfrau“.

Die niederländische Jungfrau, die 1936 von ihrem Vater über die nahe Grenze nach Deutschland geschickt wird, um bei dessen altem Waffenbruder Egon von Bötticher die Kunst des Fechtens zu lernen, ist sexuell unerfahren und politisch naiv, aber nicht unschuldig. Janna, Papas „kleiner böser Musketter“, kann reiten, fechten und ungerührt blutige Schmissee vernähen wie ein Mann; am liebsten vor dem Spiegel, wo das kämpfende sich im beobachtenden Ich, das verspielte, kokettierende Mädchen sich in der erbarmungslosen Amazone reflektiert. So kühn, elegant und verträumt wie die achtzehnjährige Eiserne Jungfrau mit dem Florett ihre Riposten ansetzt, schreibt auch Marente de Moor. In ihrem zweiten Roman (nach „Amsterdam und zurück“, einem Buch über russische Emigranten in Amsterdam) erzählt die 39 Jahre alte Holländerin mit kaltblütiger Beherrschung und aufreizend dampfender Sinnlichkeit von der Reifeprüfung einer romantischen Niederländerin unter Männern, die, in den Stahlgewittern des Ersten Weltkriegs an Leib und Seele verwundet, schon für den nächsten Waffengang rüsten.

Die niederländische Jungfrau (die Briefmarke gleichen Namens zeigt eine gepanzerte Amazone mit Speer) kämpft mit Maske und wattierte Jacke, mit Florett, Degen, Säbel und den Waffen einer Frau um ihr Leben und ihre Liebe. Am Ende ihrer Lehrzeit auf Raeren, dem verwunschenen Landgut ihres Fechtlehrers, wird sie ihre Unschuld endgültig verloren haben. „Im Krieg ist Jungfräulichkeit nur eine Lappalie“; schwerer wiegt, dass sie ihren Meister verriet und die Zeichen kommenden Unheils zu spät erkannte, als sie mit blonden Bestien Walzer tanzte und zärtliche Duelle ausfocht. Gezeichnet von Blutergüssen und Narben, wird Janna zu der schmerzlichen Einsicht gelangen, dass man nicht selbst treffen muss, um nicht getroffen zu werden. „Um nicht selbst zu leiden, muss man nur andere beobachten.“

Von Bötticher und sein Freundfeind, Jannas Vater Jacq, sind verbunden und getrennt durch Schicksal und Geschichte. Pragmatisch, liberal, vernünftig-fortschrittsgläubig, aber auch „schlaff und lasch“ wie alle Holländer, fühlte Jacq sich als Arzt und Menschenfreund im Ersten



Sie schreibt mit kaltblütiger Beherrschung und aufreizender Sinnlichkeit: Marente de Moor, geboren 1972.

Foto Jürgen Bauer

Weltkrieg verpflichtet, verwundete deutsche Kriegsgefangene wieder zusammenzuflicken und vor der Rückkehr an die Front zu retten. Egon tat er damit keinen Gefallen, im Gegenteil. Seit er bei einem Kavallerieangriff sein geliebtes Pferd, sein halbes Gesicht und seine ganze Ehre verloren hatte, drängte es den stolzen Leibhusaren zurück in die Schlacht. Dass der holländische Weltverbesserer ihn daran hinderte, dass er den Kriegszitterer für läppische Schönheitsoperationen und neurologische Experimente (und seine eigene Karriere) benutzte, kann Egon ihm nicht verzeihen: Leidenschaft lässt sich nicht wegoperieren, Ehre nicht humanistisch zusammenflicken. „Du studierst, um Wunden zu heilen“, zürnt er seinem Samariter, „ich werde sie wieder aufreißen. Ich werde mein Angriffsrecht einfordern.“

Von Bötticher, der verblittete Krieger alter Schule, träumt von einem neuen, „ordentlichen Krieg“: Mann gegen Mann, mit

Pferden, Säbeln und strengen Regeln; sein Gewährsmann dafür ist Gerard Thibault, der im siebzehnten Jahrhundert Fechten als „Wissenschaft der Unverletzbarkeit“, Schule der Ritterlichkeit und Kunst spiegelbildlicher Symmetrie lehrte. In Raeren gibt der wortkarge Kriegskrüppel Fechtstunden und richtet illegale Messuren für schlagende Studenten aus; aber weder seine Meisterschülerin Janna noch die symmetrischen Zwillinge Friedrich und Siebert sind seinen erbarmungslosen Vorstellungen von Harmonie und Disziplin, Pflicht und Manneszucht gewachsen.

Unter die Paukbrüder und alten Herren auf Raeren mischen sich zunehmend auch die neuen Herren Deutschlands, die Böttichers unverhohlene Abneigung gegen den Nazi-Pöbel und Hitlers organisierte Kriegsmaschinerie mit Misstrauen verfol-

gende Geregelt Messuren, elegante Florett- und Wortgefechte enden immer öfter in blutigem Hauen und Stechen, gemü-

liche Männerabende in wüsten Drohungen und Zerstörungsgorgien. Selbst Knechte wie der Gärtner und die Köchin begehen neuerdings auf; der jüdische Paukarzt flüchtet ins Exil. Egon von Bötticher ist offensichtlich nicht mehr Herr im eigenen Haus. Der Totenkopf auf seiner alten Leibhusarenmütze ist von der SS zweckentfremdet worden. Sein altgermanisch-kaisertreues Kriegerpathos, seine befremdliche Ehrfurcht vor Tieren, Natur und Erde, sein Glaube an die Wissenschaft der Unverwundbarkeit, an Harmonie und Ordnung im männlichen Duell sind nur noch lächerliche Anachronismen, Tics eines unheilbar kranken „Stahlhelmfritzen“.

Janna, die neugierige holländische Mata Hari, steht zwischen allen Fronten. Die Nazi-Feißel und Hitlers organisierte Krabbenfresser“, Krämeraturen und „verzogenen Hallodris“, erscheint ihr so verächtlich wie die Rotkreuz-Gesinnung ihres Vaters. Die dumpfen Männerrituale der

Pauk- und Krawallbrüder sind ihr so unheimlich wie die dekadent-verspielte Grausamkeit der Zwillinge. Janna ist nicht unempfindlich für galante Rüpeleien, fesche Uniformen, Blut und Regelverstöße. Aber für die pubertierende Amazone gibt es nur einen Herrn und Meister: Egon, den Leibhusar, der selbst als halber Mann das Geschlecht der Knechte, Lumpen und Feiglinge um Haupteslänge überragt. Er nimmt sie beim Fechten hart und kalt ran, aber er bringt ihr auch alles über Kreisparaden und Finten, Liebe und Tod, Kämpfen und Sterben bei. Das ist durchaus wörtlich zu verstehen. Wenn Janna begehrt seine Kriegswunden leckt, überschreitet der Roman deutlich die Grenze zum Herrenreiterkitsch. Über weite Strecken aber galoppiert „Die niederländische Jungfrau“ mit wehenden Fahnen und gezücktem Degen einigermaßen stilsicher auf dem schmalen Grat zwischen Ernst Jünger und Leo Tolstoi.

„Krieg und Frieden“ ist nicht nur Jannas Lieblingbuch: Marente de Moor, gelernte Slavistin und acht Jahre lang in Russland lebend, hat beim Meister auch gelernt, wie Backfische für altgediente Haudegen und Kriegshelden schwärmen. Ihre Naturmetaphern sind von animalischer Kraft, ihre Reflexionen so klug wie eigenwillig, und wie sie die schwüle Gewitteratmosphäre am Vorabend des Zweiten Weltkriegs beschwört, zeugt von großer Erzählkunst. Dabei lüftet „Die niederländische Jungfrau“ ihr Visier nie ganz: Der Roman lebt von kleinen Gesten, versteckten Finten, überraschenden Ein- und Ausfällen; das Drama im Untergrund wird in umständlichen Briefwechseln eher angedeutet als enthüllt. In jedem Falle aber beobachtet die notorische „Spannerin“ und Spionin das komplizierte Verhältnis von Frauen und Männern, Holländern und Deutschen, Kriegern und Krämern, Menschen und Tieren in Krieg und Frieden, auf der Planche und in Stall und Küche sehr genau, ohne Furcht vor Hinterhalten und Missverständnissen. 1992 begann die große Karriere Margriet de Moors mit dem Ako-Preis für ihren Erstling „Erst grau dann weiß dann blau“. Jetzt hat ihre Tochter für ihren zweiten Roman den höchstdotierten holländischen Literaturpreis bekommen. MARTIN HALTER



Marente de Moor: „Die niederländische Jungfrau“. Roman.

Aus dem Niederländischen von Helga von Beuningen. Suhrkamp Verlag, Berlin 2011. 338 S., geb., 22,90 €.

Schule des Lebens statt Lyzeum

In der Céline-Biographie Henri Godards geht es mehr um Texte als um Skandale

Louis-Ferdinand Céline starb im Sommer 1961 in seinem Haus in Meudon, einem Vorort von Paris. Die Öffentlichkeit erfuhr davon erst einige Tage später. Witwe und Freunde wollten das Begräbnis nicht von Nachrufen überschatten lassen, die unvermeidlich auch auf Célines wüste Pamphlete der späten dreißiger Jahre und der Okkupationszeit kommen mussten. Prozess und Verurteilung, die ihm diese mit rabiatem Antisemitismus durchsetzten Veröffentlichungen eingetragen hatten, lagen damals kaum mehr als zehn Jahre zurück. Das Skandalon war gegenwärtig, auch durch Célines nach dem Krieg erschienene Bücher. Doch die literarische Konsekration, um die Céline zuletzt hartnäckig gerungen hatte, stand unmittelbar bevor: Nur wenige Monate nach seinem Tod erschien der erste Band einer Werkausgabe in der Bibliothèque de la Pléiade. Frankreich hatte einen modernen Klassiker, der gleichzeitig zum politisch Unberührbaren geworden war.

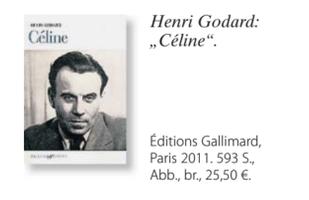
Deshalb überraschte es auch nicht, dass das Jahr, in das sein fünfzigster Todestag fällt, mit einem kleinen Skandal begann. Céline figurierte in dem vom französischen Kulturministerium herausgegebenen „Recueil des célébrations nationales“ für 2011. Serge Klarsfeld wollte das nicht durchgehen lassen und forderte als Präsident der Organisation „Söhne und Töchter deportierter Französischer Juden“, dass das offizielle Frankreich über den Todestag des Antisemiten, der zum Mord angestachelt habe und den sein „Talent“ nicht entschuldige, stillschweigend hinweggehe. So kam es denn auch, trotz Protesten aus intellektuellen Kreisen.

Was freilich nichts daran änderte, dass Céline in den folgenden Monaten überall in Frankreich zu finden war: ob auf den Büchertischen oder in den Sondernummern der Literaturschriften. Vor allem aber erschien pünktlich zum Todestag Henri Godards lange erwartete Céline-Biographie. Sie ist glücklicherweise nicht das überbordende Opus geworden, wie es über Jahrzehnte mit ihren Autoren befassten Spezialisten manchmal unterläuft. So viel Material Godard an der Hand hat, so souverän weiß er mit ihm umzugehen. Die Linien seiner Darstellung bleiben klar, und auch wenn die Lektüre der Werke nicht im Vordergrund stehen kann, werden die Verknüpfungen zu Célines Texten auf überzeugende Weise vorgenommen.

Kaum zu vermeiden ist, dass man diese Biographie mit der Absicht liest, das Skandalon Céline besser zu verstehen, vor allem den Absturz also in die hemmungslösen Tiraden, die 1937 mit den berüchtig-

ten „Bagatelles pour un massacre“ einsetzen. Da war Céline bereits dreundvierzig, und eigentlich deutete selbst in den Jahren davor, wie Godard zeigt, kaum etwas auf diese radikale Wendung hin. Zumindest, wenn man antijüdische Äußerungen und Ressentiments als Indikator nimmt.

Wichtiger scheint dagegen, dass der Autor Céline, der 1932 mit der „Reise ans Ende der Nacht“ fulminant auf die literarische Bühne trat, von Beginn an seine Außenseiterstellung betonte. Nicht zum Betrieb zu gehören, vor allem nicht auf bequemen bürgerlichen Wegen zum Schreiben gekommen zu sein, so wenig wie zum Arztberuf, das strich er hervor. Für ihn, der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammte, habe es die Schule des Lebens gegeben statt des Lycée. Zuerst kam die Notwendigkeit, den Lebensunterhalt zu verdienen, dann erst durch Krieg und



Henri Godard: „Céline“.

Éditions Gallimard, Paris 2011. 593 S., Abb., br., 25,50 €.

kaum vorhersehbare Umstände die Möglichkeit des Medizinstudiums.

Seine Verfahren, das wohlgesetzte Französisch zu unterlaufen und mit unsauberen Anteilen des mündlichen Gebrauchs aufzumischen, war mit dem Image des Außenseiters eng verknüpft. Beim zweiten Buch ließ sich auf diesen Status nicht mehr ohne weiteres setzen. Die Reaktionen auf „Mort à crédit“, in denen er den Ton noch verschärfte hatte, fielen tatsächlich kühl aus. Céline war tief enttäuscht. Mit seinen Arbeiten für die Bühne hatte er auch kein Glück. Die Neigung wuchs, sich als verfolgtes Opfer hinzustellen.

Aus dem erfolgreichen Uderdog wird so der um seine Position auf dem literarisch-künstlerischen Feld gebrachte Autor. Und auf die Frage, wer solche Ausschüsse durchsetzen kann, hat Céline die Juden im Kulturleben parat. Alles wird auf einmal sehr einfach und übersichtlich, zumal für den Pazifisten Céline die Juden auch am Krieg schuld sein sollen. Nichts an antisemitischen Attacken ist ihm nun zu krude, um nicht in seinen Anprangerungen verwendet zu werden.

Godard hat keine Entschuldigung Célines im Sinn. Aber selbst die wüstensten

Passagen – so übersteigert, dass ein kundiger Leser wie André Gide die „Bagatelles“ für ein satirisches Spiel halten wollte – sind für ihn im Zeitkontext kein Beleg, dass Céline nach der physischen Auslöschung der Juden getrachtet hätte. Weshalb auch Ernst Jüngers Schilderung im Tagebuch, die einen nach Mord gierenden Céline auftreten lässt – Jünger selbst nahm sie später als Überzeichnung zurück –, von ihm lediglich als Zeugnis einer tief-sitzenden Abneigung des Diaristen gelesen wird.

Dass Jünger von Céline abgestoßen sein musste, liegt auf der Hand. Genauso wie der Umstand, dass Céline für die Nationalsozialisten nicht zum vorweisbaren Antisemiten taugte. Die „Bagatelles“ wurden zwar rasch ins Deutsche übersetzt, aber von Obszönitäten gereinigt, umgruppiert, ohne die Abrechnungen mit der Literaturkritik – bis mit „Die Judenverschönerung in Frankreich“ ein Buch nach dem Geschmack der Nationalsozialisten vorlag. Schlimm genug natürlich, dass dafür genügend an Text übrig blieb – zum gar nicht kleinen Teil aus einschlägiger Literatur exzerpiert. Aber Célines „Nihilo-Pazifismus“, wie es später ein auf Parteilinie liegender Traktat nannte, war für die Nationalsozialisten ungenießbar.

Einigen Kontakten verdankte Céline dann, als sich die deutsche Niederlage abzeichnete, die Möglichkeit der Flucht: quer durch Deutschland, nach Sigmaringen, dann nach Dänemark. Wäre Céline im Sommer 1944 noch in Paris gewesen, hätte er wohl wie Brasillach mit einem Todesurteil rechnen müssen. So wurde es die zweijährige Haft in Dänemark, bevor der Prozess von 1950, ein Jahr später eine Amnestie den Weg zurück nach Frankreich ebneten. Céline empfand, dass ihm schreiendes Unrecht geschehen war – was sein Selbstbild als Opfer vertiefte – und machte sich darüber in Briefen und in den nach dem Krieg entstandenen Büchern auf oft unerträgliche Weise Luft.

Godard spart keinen dieser unangenehmen Züge aus. Um Sympathie für den Autor wird nicht geworben, aber die Bedeutung des frühen wie des späteren Werks mit seiner in Fetzen gehenden Syntax unterstrichen. Natürlich ist der einfachere Weg, sich an die „Reise“ zu halten oder die späte „deutsche Trilogie“ vor allem für ihre stilistischen Errungenschaften hochzuhalten. Für Godard aber geht es vielmehr darum, die Zusammenhänge wiederherzustellen, die er in solcher Rezeption zerfallen sieht. Wozu für ihn auch gehört, dass irgendwann doch noch einmal eine kommentierte Edition der Pamphlete zustande kommt. HELMUT MAYER

Sieben im roten Kreis

Christa Bernuths Desillusionsroman „Wer schuld war“

Es ist eine Geschichte von Egoismus, verdrängter Schuld und schicksalhaften Gefühlsbeziehungen, welche die in München lebende Schriftstellerin Christa Bernuth in ihrem als Reigen konzipierten Roman „Wer schuld war“ erzählt. Die Autorin, bislang auf das Schreiben von Kriminalromanen konzentriert, hat mit ihrem neuen Buch das seinen streng formulierten Gesetzen gehorchende Genre zugunsten einer offeneren Erzählform verlassen. Das Vorhaben ist geglückt – anders als der immens kitschige Umschlag.

Morgen auf unserer Literatursseite

Jürgen Kaube: Anthony Horowitz belebt Sherlock Holmes

Christiane Pöhlmann: Italo Svevos „Zeno“ in neuer Fassung

Felicitas von Lovenberg: W. G. Sebald in Gesprächen

Ausgestattet mit einem feinen Gespür für die geheimen Risse und Verwerfungen in den Psychen ihrer Figuren, entrollt Christa Bernuth eine Geschichte über Freundschaft, Lüge und Verrat und darüber, zu welchen kleineren oder größeren Bosheiten und Perfidien Menschen mitunter fähig sind in ihrem Streben nach Autonomie und Selbstverwirklichung. Bernuth setzt Figuren ins Bild, die sie wie in einem Vexierspiegel verschiedenen Blickwinkeln aussetzt: sieben aufs engste in Beziehung zueinander stehende Personen, die der Tod des Psychotherapeuten Paul Dahl in den Fokus polizeilicher Ermittlungen rückt. Dabei versteht es die Arrangeurin, vordergründig mit Versatzstücken des Kriminalromans zu operieren, um tatsächlich aber kunstvoll ineinandergreifende Personenporträts zu entwerfen, bei deren Ausgestaltung die Frage danach, wer wem was aus welchen Motiven heraus angetan hat, zugunsten der Menschenbeobachtung schon bald in den Hintergrund tritt. Auch die Antwort auf die Frage, wie der Therapeut Paul denn nun zu Tode kam, ob durch Schlaganfall oder die Anwendung äußerer Gewalt, verliert rasch an Bedeutung. Denn als viel interessanter erweist sich das sich immer schneller, immer verwirrender drehende Personenkarussell.

Da ist die scheinbar lebenslustige, mit einem Stich ins Manische gezeichnete Malerin Gina, die angeblich eine rein platonische Beziehung zu Paul pflegte und sich auf Befragen als dessen beste Freundin be-

zeichnet – in Wahrheit aber ihr als sinn- und ereignislos empfundenen Dasein wiederkehrend mit geschickt inszenierten Intrigen zu beleben versucht. Ihr folgt die höchst ansehnliche Lehrerin Pilar, Geliebte des Toten, die bis zuletzt vergebens auf einen Antrag von ihm gewartet hat – und zudem hilflos mit ansehen muss, wie ihr Sohn in die Kriminalität abdriftet.

Barbara, frisch verlassen von Manuel, den es wegen eines neuen Jobs nach Qatar zieht, irrtlichtert vereinsamt und betrogen wie eine tickende Zeitbombe durch die Seiten des Romans. Manuel seinerseits glaubt, nun endlich das erste Kapitel seiner ohne Barbara beginnenden Erfolgsgeschichte schreiben zu können, labort aber weiter an dem ungeklärten Verhältnis zum eigenen Vater. Und dass Alex, der großspurig nach Erleuchtung strebende Sinnsucher, sich am Ende als der vielleicht Perfideste von allen in diesem Kabinett der Schuld und der unterlassenen Hilfeleistung erweist – das ist nur eine der vielen kleinen Erleuchtungen in diesem hell-sichtig komponierten, sprachlich anspruchsvollen Roman, der Einzelkämpfer zeigt, denen Begriffe wie Freundschaft oder Solidarität nichts mehr sagen.

So ist es allem voran die Einsicht, dass das Glück immer schon verloren ist, die Bernuths Figuren lähmt, auch wenn sie jeder für sich mit aller Macht versuchen, sich dem zu entziehen: mit blinder Mobil-machung oder wortreicher Verleugnung, mit Lüge und Selbstbetrug. Mit kühlem Forscherblick seziert die Autorin die Befindlichkeiten der heute Dreißigjährigen, die gefangen sind zwischen Zukunftsangst und Glück versprechendem Konsum, Stagnation und der Erkenntnis, dass nur vorankommt, wer möglichst viele andere aus dem Weg schlägt. Und selbst der leitende Ermittler Klaus Kreitmeyer, der nichts lieber täte, als die Suche nach der unschönen Wahrheit für einige stille Stunden mit der anziehenden Pilar ruhenzulassen, wirkt kraftlos – als hätte auch er längst aufgehört, an die befreiende Wirkung einer wie auch immer gearteten Lösung des Falls zu glauben. Christa Bernuth hat einen bemerkenswerten Desillusionsroman geschrieben. PETER HENNING



Christa Bernuth: „Wer schuld war“. Roman.

Deutscher Taschenbuchverlag, München 2010. 220 S., br., 14,90 €.

Sachbücher in Kürze

Gourmetbeichte

Alice B. Toklas, frankophile Amerikanerin, autodidaktische Feinschmeckerin, Muse, Köchin, Geliebte von Gertrude Stein, mochte lieber den Schatten als das Rampenlicht. Ein halbes Leben lang verbarg sie sich hinter der Salonfürstin von Paris und trat erst 1954 mit ihrem „Kochbuch“ hervor, das der Berliner Verlag Brinkmann & Bose jetzt neu herausgebracht hat. Es war dann allerdings ein Auftritt mit Tusch und Trommelwirbel, denn ihr Werk einfach nur ein Kochbuch zu nennen ist so, als bezeichnete man die hochraffinierte Sauce Mousseline als Buttersoße. Toklas hat gleich ein neues Genre erfunden, eine furiose Mischung aus Rezept- und Anekdotensammlung, Landes- und Warenkunde, kulinarischer Autobiographie und Sittengemälde der Boheme, komparatistischem Studium der Esssitzen auf beiden Seiten des Atlantiks und lebenskluger, gastrophilosophischer Schrift. Das alles ist mit einer wunderbaren Lakonik und einem Humor geschrieben, der so trocken ist, wie der Rinderbraten, Gott bewahre, niemals sein möge. Toklas berichtet von gargantuesken Gastmahlen bei den besseren Ständen der Republik, erklärt dann haargenau die Zubereitung der einzelnen Gerichte, macht anschließend einen Exkurs über die erstaunliche Liebe und Befähigung des französischen Mannes zur Kunst des Kochens, bereitet irgendwann einen Streifenbarsch für Picasso zu, schlen-dert danach ohne Eile und Missionierungseifer weiter durch die Küche und das Leben und eine Welt, die längst vergangen ist. Zum Glück aber gibt es dieses Buch. (Alice B. Toklas: „Kochbuch“. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Frieda Grafe. Verlag Brinkmann & Bose, Berlin 2011. 292 S., geb., 32,- €.) str.

Familienmuster

Sabine Bode untersucht psychische Langzeitfolgen des Zweiten Weltkriegs. In Gesprächsprotokollen und Interviews lässt sie deutsche „Nachkriegskinder“ und einige ihrer „Soldatenväter“ zu Wort kommen. Es erscheint das Profil eines Generationenkonflikts. Auf der einen Seite emotional unzugängliche Väter, die ihre Erfahrungen in Krieg und Kriegsgefangenschaft, als Täter oder Mitläufer der nationalsozialistischen Diktatur in sich vergruben. Auf der anderen Seite tief verunsicherte Kinder, denen Zuwendung und Orientierung fehlte: Sie erlebten ihre Väter nur sehr begrenzt als positive Bezugspersonen. Manche reagierten darauf noch Jahrzehnte später mit tiefen Selbstzweifeln und Depressionen. Viele fanden Kraft in der Revolte, übernahmen „stellvertretende Schuld“ und forderten von den Eltern Aufklärung über deren persönliche Vergangenheit. So weit ist das familiäre Muster aus den Reflexionen über die „68er“ bekannt. Die Autorin ergänzt es, indem sie aufzeigt, wie die Nachgeborenen nun rückblickend Bilanz ziehen und ihre Väter, meist postum, in einem verständlicheren Licht sehen. Manche Leser werden Facetten ihrer eigenen Familiengeschichten in den Schilderungen wiedererkennen. Hierin offenbart sich allerdings auch ein analytisches Defizit. Inwieweit sich die psychische Prägung der „Nachkriegskinder“ von der Disposition der „Kriegskinder“ oder der „Kriegsenkel“ – welchen Sabine Bode ebenfalls Bücher gewidmet hat – unterscheidet, ist schwer auszumachen. (Sabine Bode: Nachkriegskinder. Die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2011. 302 S., geb., 19,95 €.) fxe

Studentenfutter

Ein Fakt: „Der Zudrang der Studenten vervielfacht sich.“ Und seine Folgen: „Der Unterricht wurde didaktisch zweckmäßiger. Die Masse musste etwas lernen. Die Verschulung beschnitt den Raum des gefährlichen geistigen Lebensganges des für sich selbst verantwortlichen Einzelnen.“ Die Klage klingt aktuell, bezieht sich aber auf den Wandel der klassisch-humanistischen zur modernen Universität – und stammt aus einer Rede, die Karl Jasper nach dem Zweiten Weltkrieg hielt. Finden lässt sie sich in einem inspirierenden Sammelband, der an ein anderes – dringlicheres, lebendigeres, freieres – Sprechendes und Schreiben über Bildung erinnert, als es das Bologna-Deutsch kennt. In Texten von Humboldt, Fichte, Schleiermacher und Schelling geht es um Grundfragen von Wissenschaft und Hochschule, während Schopenhauer auf Professoren und „Katheder-Philosophie“ schimpft. Als schon einmal die „Rationalisierung der Universität“ anstand, sprach Adorno im Radio vom „Widerstandsrecht der Studenten“ gegen Zeitlimit und Numerus clausus, bemerkte allerdings zu deren Kritik an strengeren Anforderungen, diese könnten ja auch helfen, „sie gescheiter, gewitziger, wissender zu machen, als sie sonst sind“. Als Zitatenschatz für Redenschreiber – oder Rezensenten – wäre die Auswahl missverständlich; sie will zum Nachdenken darüber anregen, was das überhaupt heißt: studieren. („Was ist Universität?“. Texte und Positionen zu einer Idee. Herausgegeben von Johanna-Charlotte Horst u. a. diaphanes Verlag, Zürich 2010. 348 S., br., 17,50 €.) grae